

Die
Gesellschaft.



Halbmonatsschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Herausgegeben

von

M. G. Conrad und P. Jacobowski.



XV. Jahrgang. — 1899.

Band III.



Minden i. W. und Leipzig.

Verlag der „Gesellschaft“

F. C. C. Brunns.



Band III. * 1899. * Heft 6.

Haeckel und seine Gegner.

Von Rudolf Steiner.

(Berlin.)

III.

(Schluß.)

Eine absonderliche Stellung der monistischen Weltanschauung gegenüber nimmt der berühmte Pathologe Rudolf Virchow ein. Nachdem Haeckel auf der fünfzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte seinen Vortrag über „die heutige Entwicklungstheorie im Verhältnisse zur Gesamtwissenschaft“ gehalten, in dem er geistvoll die Bedeutung der monistischen Weltanschauung für unsere geistige Kultur und auch für das Unterrichtswesen dargelegt hatte, trat vier Tage später Virchow in derselben Versammlung als sein Gegner mit der Rede auf: „Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staate.“ Zunächst schien es, als ob Virchow den Monismus nur von der Schule verbannt wissen wollte, weil, nach seiner Ansicht, die neue Lehre nur eine Hypothese sei und nicht eine durch sichere Beweise belegte Thatsache darstelle. Merkwürdig erscheint es allerdings, wenn ein moderner Naturforscher die Entwicklungslehre angeblich aus Mangel an unumstößlichen Beweisen aus dem Unterrichte verbannen will und zugleich

eine von dem Stoff ausgehende geistige Ursache. Aus den einfachsten Kräften sehen wir in einer Stufenfolge von Entwicklungen sich den komplizierten Menscheng Geist aufbauen. Wir begreifen ihn aus diesem seinem Werden. „Das Problem von der Entstehung und dem Wesen des Bewußtseins ist nur ein spezieller Fall von dem generellen Hauptproblem: vom Zusammenhang von Materie und Kraft.“ (Haeckel, Freie Wissenschaft und freie Lehre, S. 80.) Die Frage ist eben gar nicht: wie entsteht der Geist aus der geistlosen Materie? sondern: wie entwickelt sich der kompliziertere Geist aus den einfachsten geistigen Leistungen des Stoffes: aus der Anziehung und Abstoßung? In der Vorrede, die Du Bois-Reymond zu dem Abdruck seiner „Ignorabimus-Rede“ geschrieben hat, empfiehlt er denjenigen, die nicht zufrieden sind mit seiner Erklärung von der Unerkennbarkeit der tiefsten Gründe des Seins, daß sie es doch mit den Glaubensvorstellungen der übernatürlichen Weltanschauung versuchen mögen. „Mögen sie es doch mit dem einzigen anderen Ausweg versuchen, dem des Supranaturalismus. Nur, daß, wo Supranaturalismus anfängt, Wissenschaft aufhört.“ Aber ein solches Bekenntnis, wie das Du Bois-Reymonds, wird immer dem Supranaturalismus Thür und Thor öffnen. Denn, wo man dem menschlichen Geiste sein Wissen begrenzt, wird er seinen Glauben an Nicht-mehr-Wißbares beginnen lassen.

Es giebt nur eine Rettung aus dem Glauben an eine übernatürliche Weltordnung; und das ist die monistische Erkenntnis, daß alle Erklärungsgründe für die Welterscheinungen auch innerhalb des Gebietes dieser Erscheinungen liegen. Diese Erkenntnis kann nur eine Philosophie liefern, die im innigsten Einklange mit der modernen Entwicklungslehre steht.



John Henry Mackay und die moderne Lyrik.

Von Max Messer.

(Wien.)

Die moderne Lyrik verdient, wie jede andere Kunst unserer Zeit, die genaue Würdigung und Durchforschung von seiten jener Denker, deren Streben und Arbeit in dem Namen „Zeitpsychologie“ am besten

ausgedrückt wird. Der Zeitpsychologe will die geistigen Strömungen der Zeit in ihrer Tiefe erschauen und nicht nur die Erscheinungswellen ihrer Oberfläche betrachten, er will ihre Kulturtenenz selbst, die sich freilich erst in der kommenden Zeit ganz offenbaren kann, entdecken, die Richtung und Herkunft ihrer bewegenden Kräfte und Ursachen verfolgen — weniger in der Absicht zu werten und als „Prophet“ oder „Erlöser“ marktschreierisch die Bedürfnisse der eigenen Individualität der Welt als allgemeines Ziel zu octrohieren, aber um so mehr mit der wissenschaftlichen Besonnenheit und Objektivität und mit dem ordnenden und einteilenden Geist des Naturforschers. Der Zeitpsychologe will gleichsam den geistigen Leib der Zeit sezieren und damit den freien Köpfen und Augen die Möglichkeit zu eigenem Urteil geben.

In dieser Absicht und mit dieser Methode wollen wir nun die moderne Lyrik betrachten. Vier Reiche oder Gattungen nimmt man in ihnen deutlich wahr. Das erste Reich ist das uninteressanteste, unbedeutende, aber kulturgeschichtlich selbstverständliche Reich der traditionellen Lyrik. In jedem Jahre erscheinen Duzende von Gedichtbänden, fein säuberlich in Goldschnitt gebunden, dem Familientische wärmstens empfohlen, verfaßt von Mitarbeitern der Gartenlaube und ähnlicher Zeitschriften. Dieses Versgeklimper und Reimgeschwätze entspricht dem Hausgebrauch des rückständigen Teiles der bourgeois Welt. Von den großen klassischen oder romantischen Lyrikern sind diese Gedichte nicht einmal in der Form beeinflusst. Der Inhalt ist platteste Plattheit. Weder ein echtes, noch ein neues, noch ein bedeutendes Gefühl, noch irgendwelche das Alltägliche überragende Gedanken füllen diese tausende Seiten, die noch immer alljährlich mit dieser Lyrik bedruckt werden und für Kinder und Jungfräulein mit Vorliebe zum Weihnachts- oder Geburtstagstisch gekauft werden.

Das zweite Reich — und hier beginnt erst die echte Lyrik, die Lyrik als Kunst — ist das Reich der Epigonenlyrik. Hier sind wirklich — litterarhistorisch und entwickelungsgeschichtlich — deutlich die Wurzeln sichtbar, an denen diese Lyrik mit der Kunst der Klassiker und Romantiker zusammenhängt. Ihre bedeutendsten Träger sind Heyse, Dingeldey, Martin Greif, Fitger, Ferdinand v. Saar, H. Born. Da aber die Ideale und die Triebkräfte dieser Vergangenheit — so hohe und verehrungswürdige sie gewiß auch gewesen sind — in unseren Tagen des modernen Lebens naturgemäß verblaßt sind, indem sie neuen Idealen, neuen Triebkräften weichen mußten, so haben auch die Gedichte dieser Epigonenkünstler für die heutige Zeit wenig Wert. Ihr

Talent und ihre reine Absicht wird ja von allen geschätzt, aber wirklich mitfühlende Leser und Verteidiger finden sie eigentlich nur mehr an den Litterarhistorikern von Beruf, die eben noch in der alten, großen Kunst leben und weben, für die neue Kunst kein Verständnis finden können und daher wahren und tiefen Genuß nur bei diesen Nachklängen an die geliebte Vergangenheit empfinden. Auch hier verzichten wir auf ein Eingehen in alle Details und wollen lieber von jenen zwei Reichen wahrhaft moderner Lyrik berichten, welche das Neue, das Zeitgemäße und teilweise schon das auf die Zukunft Hindeutende — neu in der Form, neu im Inhalt — umfaßt.

Das eine dieser Reiche moderner Lyrik wird von jenen Künstlern gebildet, welche mit ihren Gedichten ein treues Bild der Zeit geben, alle die Zeit erfüllenden Triebe und ihr Selbst — gleichsam als ein Schifflein, das in dem brandenden Strom der Zeit segelt — darin darstellen. Diese Künstler nehmen das Leben mit seiner überwältigenden Fülle auf, an allem ihre Seele entzündend und alles wieder mit ihrer Seele durchwärmend und erhöhend. Sie stehen dem Leben nicht wie einem Fremden, Furchtbaren, Geheimnisvollen gegenüber, dem man nur ängstlich und vorsichtig begegnen darf — sie atmen das Leben dürstend in vollen Zügen, sie schwimmen, fliegen, schweben in ihm, als in ihrem eigentlichen Element.

Den Künstlern des zweiten Reiches der modernen Lyrik ist die Extension von ihrer Seele als Mittelpunkt aus über das All des Lebens verlagert. Das Wenige, welches diese Künstler aufnehmen, wird zu einer unerhörten Feinheit verarbeitet, und das kostbare, so mühsam gewonnene Produkt ihrer Kunst wird einsam, wie die Perle in der Muschel, verwahrt, in einer jedem Trubel der Welt festverschlossenen Hülle. Die Gruppe geht von Platen als Begründer und Conrad Ferdinand Meyer als Vollender aus. C. F. Meyer ist ihr Vollender, da seine Kunst — obzwar aristokratisch, herb und von der unsichtbaren Dornenhecke einsamen Lebens und einsamen Schaffens umschlossen — doch noch vom Leben empfangen und dem Volke zugänglich ist, da in ihr Form und Seele sich das Gleichgewicht halten. In Stefan George und Hugo von Hofmannsthal hat diese Art der Kunst eine schwindelnde Höhe erreicht. In ihnen sind alle Eigenarten und Manieren dieser Kunst so bis auf das Letzte aufgezüchtet, daß sie sich — beim nächsten Schritte — schon selbst lächerlich und unmöglich machen würde, ihr Sinn zu Unsinne, ihre Kunst zu Überwitz und ihre Schönheit zur Verzerrung sich verwandeln würde. Es ist das Wesen dieser — nicht

unrichtig — dekadent genannten Lyrik, daß ihrer Träger und ihrer Produkte nicht viele sind. Abnorm organisierte Naturen sind die Voraussetzung, und das Abnorme kann nie oder nur vorübergehend in der Menge des Normalen auftreten. So sind auch die Leser und die Verstärker dieser Lyrik selten — und meist selbst schon abnorm veranlagte Menschen. Kleine Heftchen sind die ganze Auslese eines solchen Künstlerlebens. C. von Lebekow sagte unlängst bei einer Recension Stefan Georges so schön und richtig: „Künstler wie George reißen die Menschen nicht zu neuen Gedankenhöhen; neuen Erlösungen und Werten. Er ist wie ein prächtiger Wanderstern, der an unserer Welt leuchtend vorbeifliegt. Wir sehen ihn kommen und aufflammen, wir sehen ihn verglühen und weiterziehen. Wir blicken von unserem Werke auf und schauen ein farbig flammendes Zeichen, wie aus anderen Sphären. Aber es zieht weiter und läßt uns nichts zurück. . . .“ Artistenlyrik könnte man diese Kunst des Stefan George und seiner Schüler nennen. Sie ist von Gourmands der Seele und der Natur geschaffen für gleiche Gourmands als Leser. Aber der Menschheit zu Nutzen, ihre Entwicklung fördernd, die Zeit beeinflussend, sie wiederpiegelnd, von ihr geschaffen und immer neugeboren sind nur die Künstler des vierten und größten Reiches der Lyrik: der Lebenslyrik. Von Goethe und Heine aus begann die moderne Blüte dieser Kunst. Ihre Träger sind: Villenron, Dehmel, Falke, D. F. Bierbaum, Heinrich und Julius Hart, Holz, John Henry Mackay, Hartleben und eine wackere Schar von den „Jüngsten“: Jacobowski, Busse, Hugo Salus, J. J. David, Bodman. Eine der interessantesten und fruchtbarsten Individualitäten unter diesen Lyrikern ist John Henry Mackay. Nun sind seine „Gesammelten Gedichte“*) erschienen, ein Band von 630 Seiten! Und doch berichten sie nur von dem ersten Lebensabschnitt des Dichters, von seiner Jugend, denn unter diesem Titel vereinigt er die in mehreren Bänden bisher erschienenen Gedichte („Kinder des Hochlands“ 1885, „Dichtungen“ 1882—1886, „Im Thüringer Wald“ 1885, „Arma parata fero“ 1886, „Helene“ 1886—1888, „Fortgang“ 1886—1888, „Sturm“ 1887—1888, „Das starke Jahr“ 1888—1890) zu einem Ganzen. — Wir wählen gerade die Dichtungen dieses Künstlers, um an ihnen die Art der Lebenslyrik zu zeigen, weil sich bei Mackay wie bei keinem anderen eine starke, fast vehemente, innere Entwicklung zeigt. Als Jüngling mit der Epi-

*) Verlag von Carl Henckell & Co. Zürich, 1899.

gonenlyrik beginnend, steigt Mackay im raschen Gange zu den Höhen jener Kunst auf, welche die Offenbarung individuellsten Seins mit der Schilderung des modernen Lebens vereinigt oder mit anderen Worten: welche eben dieses moderne Leben mit der Optik der eigenen Seele betrachtet und wiedergibt. Freilich sind auch in Mackays Erstlingswerken schon echtere Töne, fattere Farben und tiefere Empfindung, als in den meisten Werken der Epigonenlyriker, zu merken, denn hier webt und dichtet einer noch in alten Gleisen, dem es bestimmt war, seine eigenen und neuen Wege zu finden und der schon damals die Wurzeln zu diesem Wachstum in sich trug. „Kinder des Hochlands“, eine epische Dichtung, und „Dichtungen“ (1882—1886) heißen diese ersten Werke Mackays. Wir wollen uns hier nicht mit der eingehenden Schilderung des noch allzu Jugendlich und in Traditionen Befangenen aufhalten, sondern nur die eben schon hier deutlich sichtbaren Ansätze zur höheren Entwicklung zeigen. Schon das Motto seiner ersten Sammlung läßt Mackays künftige Richtung ahnen. „Lyrika sind Tagebücher in aphoristischer Form, Hieroglyphen für unendliche Begriffe“ (Karl Bleibtreu). Also nicht: das Gedicht als Selbstzweck, sondern als Erinnerungszeichen von Erlebtem, vom Wandel und Werden der Seele, von Freuden und Enttäuschungen, Kämpfen und Siegen, als ein edleres, durch die Seele des Künstlers verklärtes Spiegelbild des Lebens: des Welten-Lebens, des Menschen-Lebens, des Ich-Lebens. Aus dem Gedichtfragment „Das Leben“ und dem Zyklus „Moderne Jugend“ steigt zum erstenmal Mackays Haß gegen den verlogenen Optimismus der „Gläubigen“ auf. Indem diese seine Erkenntnis von der Unwahrheit und Heuchelei aller sogenannten „moralischen“ und „religiösen“ Lebensbetrachtung sich immer mehr vertieft und hunderte Gefühle des Schmerzes, des Abscheus, der Angst, des Hasses, aber endlich auch der Hoffnung, der dunkel geahnten Erlösung auslöst, bereitet sich allmählich der Boden vor, auf dem Mackay die Lehre Stirners von dem Recht des Individuums empfangen konnte, und von diesem neu eroberten Terrain aus sein eigenes Ich als etwas Festes, Bleibendes, in sich Ruhendes vor allem Lügentrubel der Welt wie in eine friedliche Dase retten konnte.

So schön Mackays Jugendgedichte über die ewigen Themen der Lyrik: über Natur, Liebe, über alle Sehnsüchte eines künstlerischen Herzens sind — wie sehr sie auch beweisen, daß hier eine empfängliche, tiefe, reiche und redliche Natur aus innerstem Herzen spricht, jubelt und klagt, fleht und zweifelt, staunt und verachtet — wichtig und bedeutsam

wird Mackays Lyrik erst, als das Werk Max Stirners in sein Leben einschlug und es von Grund auf revolutionierte, so aus dem Jüngling den Mann Mackay schaffend. Das war eine wahrhaft große und geniale That, daß Mackay zuerst den ungeheuren Wert jenes unverstandenen und noch heute lange nicht genug gewürdigten Werkes „Der Einzige und sein Eigentum“ entdeckte und von diesem Tage an als der begeisterte Apostel dieses Werkes auftrat. Stirner gab dem Dichter die Einheit seiner selbst, die er noch nicht gewonnen oder — aus unbewußter Kindheit in das Leben tretend, wieder verloren hatte. Da entbrennt seine Seele in jubelnden Weisen wiedergefundener Freiheit und Eigenheit. Dies ist Mackays „Sturm“, jenes Buch mit dem revolutionierenden Rhythmus einer geistigen Erlösung, wie sie eben außer Friedrich Nietzsche kein anderer den heutigen, in tausend Lügen und Krankheiten verkommenen Menschen geben kann, als Max Stirner. „Sturm“! wahrlich ein Buch, das eine Fackel ist, die über den Finsternissen des Irrsinns, des Aberglaubens und der Verlogenheit geschwungen wurde. Mit Recht rief Mackay zu Beginn des „Sturmes“:

„So wirf, meine Fackel, zum erstenmal
Nun dein Licht in die Nacht unserer Tage!
Meine Hand ist stark! Leuchte, loh' auf!
Flamme! Zum Himmel schlage!!

Du streust deine Funken auf eine Welt,
Und kein Mund vermag dich zu nennen . . .
Wo die Kleinheit sich spreizt und die Größe verkommt,
Dort sollst, meine Fackel, du brennen!

Wo die Schuld sich freut, wo der Wahn sich behnt,
Wo die Lüge regiert, wo das Unrecht nistet,
Wo Pflicht pharisäisch das Leben zermalmt,
Wo Härte als Tugend und Recht sich brüstet,

Dort wirf, meine Fackel, dein zündendes Licht
In die Herzen, sie schauernd zu schütteln!
Doch auf Stirnen des Grams wirf wärmendes Licht,
Sie auf aus dem Zweifel zu rütteln!

Ja! — so lange die Hand, die dich faßte und hält,
So lange die Hand nicht vermodert,
So lange sollen die Lügenden seh'n,
Wie dein Licht ihre Lüge durchlodert!“

Und nun giebt Mackay in einer Reihe ebenso origineller wie begeisterungsentstammter und begeisterungschaffender Gedichte die

Lehre von der Freiheit und Einzigkeit des Individuums, von seiner „Schrankenlosigkeit“, „Heimatlosigkeit“, „Unabhängigkeit“ im Tun und Denken, Fühlen und Sein. Er erhebt das verschmähte Wort „Egoismus“ und das gefürchtete, weil unverständene, mit Entartungen verwechselte Wort „Anarchie“ auf den Schild. Mackay stellt keine neuen „Ideale“ auf, keinen neuen Glauben an etwas Absolutes, sondern eben diesen Glauben zerstört er und zeigt, wie May Stirner es gethan hat, den Menschen als das, was er in Wirklichkeit ist, — was er ist, frei von den Lügen phrasenhafter Ideale und der angeheuchelten Moral. Er will dem Menschen wieder Mut und Berechtigung geben, endlich nichts anderes zu sein und sein zu wollen, als er ja in Wirklichkeit ist. So wie, wenn ein glühender Meteor in eine Wasserflut fällt, diese aufbrandet und in gewaltige Wogen zischt und brandet — sind die Gedichte des „Sturms“, aufbrausend unter einer neuen, glühenden Wahrheit. Dem „Sturm“ folgt der letzte Teil der „Gesammelten Gedichte“: Das starke Jahr. Die ersten Stürme der Freude, ja, des namenlosen Glückes, sich selbst gefunden zu haben, indem er Stirner und seine Lehre fand, sind berauscht und ein reifer Friede kehrt in die Seele des Dichters ein. Das Ende seiner Jugendzweifel und -stürme bezeichnet dieses tiefe Buch und den Beginn der Mannhaftigkeit, der Zweifellosigkeit, der vollkommenen Individualität. „Das starke Jahr“, das reifste und wertvollste lyrische Buch Mackays, ist der Übergang zu einer neuen Epoche seines Lebens und Schaffens: der Männlichkeit. Mackays Weltanschauung: der Individualismus, der theoretische Anarchismus, ist darin geklärt und gefestigt. Sie verschmolz sich mit den Tiefen seines Wesens und breitete sich über alle Fluren seiner reichen und immer noch wachsenden Reichtums fähigen Natur.

Mit dem „starken Jahr“ schließt der 600 Seiten umfassende Band der Jugend-Lyrik John Henry Mackays und zeigt uns hinter ihm eine menschliche Natur, welche sich aus den Abgründen und Sümpfen, aus den Lügennetzen, in denen der größte Teil der heutigen Menschheit noch schmachtet, gerettet hat auf die einzig freie Höhe des Betrachtens und Genießens. Eine Persönlichkeit ist der Schöpfer dieses Buches, eine reiche, vornehme und freie Persönlichkeit, die durch alle Bewegungen der Zeit einst leidend und verstört gewandert ist, ohne Reinheit, Geradheit und Mut je zu verlieren, und immer offen und redlich von allen Kämpfen und Leiden in Liedern und Gedichten berichtete, nun aber die ihr eingeborene und notwendige innere Ein-

heit und Freiheit, Befreiung von allen Bahndeeen verkommener oder unreifer Gehirne, erstritten hat. Möge es dem Dichter vergönnt sein, ebenso schön und wahr von der Lebens Epoche vollster Männlichkeit zu singen und zu sagen! Es wird die Versteher echter Kunst — welche nichts ist, als die wahrhaftige Widerspiegelung des Lebens der Gegenwart und seiner notwendigen Zukunftsentwicklung in der Künstlerseele — erquickten und stärken. Dann werden — wie der Dichter es in dem Vorwort zu diesem Buche seiner Jugend stolz voraus sagt — aus den Hunderten, die ihn jetzt lieben, einst Tausende geworden sein.



Deutsche Lyrik.

Sturmnacht.

Der Gott erschrak in seiner Einsamkeit.
Er sah tief unten in der grauen Zeit
Den Herbsttag geh'n. Der war so greisen-

haft,
Als reichte nicht zum Abendrande weit
Der matte Pfeil vom Bogen seiner Kraft.
Oft stand er still und starrte nach den Hügeln
Und endlich sank er matt ins arme Gras;
Und wie der giere Geier auf das Aas,
So fiel auf ihn mit schweren, schwarzen

flügeln,
Die nasse Nacht, die seine Seele fraß.
Die schwarze Nacht saß auf dem toten Tag,
Und Gott erschrak:

Sein Blick ging lange in dem Dunkel irr
Und als er trat aus Wolken und Gewirr,
Sah er die ferne nicht, nicht flut noch

feld:
Die schwarze Nacht fraß an der ganzen
Welt.

Da ahnte Gott, der schauernd niederblickte,
Wie unter diesem schweren Schwingen-

schlag
Die weite Welt erstarrte und ersticke
So wie ein Tag.

Und plötzlich wußte er: er liebte sie;
Doch reglos schattend blieb das Nacht-

gefieder,
Als von dem Rand der leeren Himmel nieder
Sein Wille schrie. . . .

Aber der Gott wird größer im Grimme;
Wenn er einmal sein einsames Leid
In die erwachenden Weiten schreit,
Ist der Sturm seine Stimme.

Und dann reißt sein wehendes Wort
Von den Monden die Wolken fort:
Und so sah er im Schimmer thronen
Lauter ähnliche Ewigkeiten,

Sah die Sterne der Stille wohnen
Und die Welten im Wandel schreiten.